# Die christliche Welt

**Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände**

Elfter Jahrgang

Nr. 19 — Leipzig, den 13. Mai — 1897

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1522 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer



**Inhalt:** Siehe, ich mache Alles neu — Eine Laienpredigt zum Apostolikum von Peter Rosegger: 3. Gelitten unter Pontius Pilatus, gekreuzigt, gestorben; 4. Am dritten Tage wieder auferstanden von den Toten — Widerspruch und Zustimmung in der Kirchenbaufrage: 1. Zwei Kirchenbegriffe und zwei Kirchenideale; Küßners Bedenken — Die römischen Prozessionen am deutschen Rhein — Bäuerlicher Aberglaube — Neuere Werke Tolstois: 8. Die Kirche und der Staat; Nikolai Palkin; Christenverfolgungen in Rußland; Christentum und Vaterlandsliebe — Verschiedenes: Drei Vorträge von Bornemann; Die Votivgaben im Altertum und heute; Stephans Bibelkenntnis; Der Mennonit Tröner — Quittung — Anzeigen


## Siehe, ich mache Alles neu!

Offenb. Joh. 21, 5

„Ich mache alles neu," das ist entweder wahr oder nicht wahr. Im letztern Falle sind die Worte ein phantastischer Traum, den das nüchterne Erwachen verjagt, von dem zu reden sich nicht lohnt, im erstern eine Perspektive ohne gleichen. Man möchte aufjauchzen im Lichte solcher Hoffnung. In der Offenbarung Johannis geht sie aus von dem, „der auf dem Stuhle saß," d. h. der die absolute Machtstellung hat, und wird bekräftigt durch das Wort: „Schreibe, denn diese Worte sind wahrhaftig und gewiß." Sie bedürfen auch der Bestätigung, denn sie sind zu groß, um ohne weiteres geglaubt zu werden. Aber sie sind wahr. Eine innere Stimme, eine Forderung der richtigen Vernunft sind sie, ganz abgesehen von ihrer Stellung in der Offenbarung. Sie sind der Grundton, auf den wir als Menschen gestimmt sind, sie sind auch das Thema der Bibel.

Alles neu! Das kann nur gemeint sein im Sinne der Erneuerung, der **Wiederherstellung**. Alles veraltet, und weil es veraltet, bedarf es der Erneuerung, der Herstellung seines ursprünglichen Glanzes. Man dürfte also alles Alternde und Veraltete daraufhin ansehen, daß es neu werden soll. O, es ist vieles alt geworden auf Erden! Wir selbst werden alt und nutzen uns ab; leider nutzen sich die Geister ebenso ab wie die Leiber. Wie viele große Leute sterben gerade zur rechten Zeit, um sich nicht selbst zu überleben! Wie viele überleben sich wirklich! Sie sind veraltet mit all ihren Schriften und Gedanken. Also die kurze Spanne eines Menschenlebens genügt schon, daß große Geister veralten. Auch Wahrheiten veralten. Es hat Lehrsätze, Entdeckungen, Worte gegeben, die wuchtig wie Offenbarungen ganze Geschlechter erschütterten, aber siehe! sie sind veraltet, sie interessiren heute nur noch Forscher und Spezialisten, und es ist, als sei das Leben aus ihnen entflohen — veraltet!

Alles neu! Das nützt aber nur, wenn das Neue nicht nur hergestellt, sondern auch festgehalten werden könnte. Es ist die Reformation als Zustand und Bleibendes, die da verheißen ist, es ist ein Neues, das nicht veralten kann. Ja, giebt es denn das? Giebt es einen Rückweg in den ersten Glanz, in den Zustand der Unschuld? Und wenn es das gäbe, hilfts uns denn etwas, muß es nicht mit Naturnotwendigkeit **wieder** veralten? So lange die Welt steht, ist noch nichts stille gestanden. Stillstand ist noch stets Rückschritt gewesen. Wenn die Erneuerung, die Wiederherstellung nützen soll, dann darf sie nicht ein Rückwärtsgehen auf längst Gewesenes sein, sondern muß für das Alte gleichsam eine Blutauffrischung sein und auf ein eminentes Vorwärts gestimmt sein. Es muß die Erneuerung einen Zustand darstellen, in dem Altes sich neu entfaltet und organisch immer Neues hervorbringt, das über dem Veralten steht, das sich stetig verjüngt wie die Adler und in seiner eignen Wahrheit immer neu darstellt, sein wahres Wesen immer voller auslebt und offenbart in seligem Werden. Das Veralten steht unter der Herrschaft der Zeit, das Neuwerden unter dem Walten der Ewigkeit.

Alles neu! Das Wort muß aus der Ewigkeit stammen auch ohne seine Offenbarungsherkunft, denn es enthält einen Ausblick, der über der Zeit steht. Es beleuchtet eigentümlich die Menschheitsgeschichte. Es hat unter der Sonne doch viel wahrhaft Neues gegeben, das mit dem Lichte dieser Verheißung aufglänzte, mit Fähigkeiten des Nicht-Veraltens. Jesus brachte Neues, auch die Apostel brachten Neues, auch Luther und die Reformation. Aber die Menschen blieben nicht auf der Höhe des Neuen, sondern zogen es hinein in die Sphäre des Veraltens nach einer der wunderlichsten Methoden. Das Neue berührte sie so stark, daß sie, wie es einmal von einem solchen Neuen treffend heißt, „eine Weile fröhlich sein wollten in seinem Lichte." Sie suchten das Neue festzuhalten und zu Bleibendem zu gestalten und veranstalteten ihm Organisation und Lehrausprägung, sodaß es nun Jedermann zugänglich und in sich vollendet und gleichsam krystallisirt wäre und den Enkeln als gesicherter Besitz vererbt werden könnte. „Dauerhafter als Erz!" Aber siehe, gerade damit schafft die Menschheit die Bedingungen des Veraltens, „spottet ihrer selbst und weiß nicht, wie." Denn das, was immer neu sein soll, darf nicht feststehen, sondern muß aus sich stets neu werden, wachsen und zunehmen. Der Baum erneut sich im jungen Lenz, aber er bleibt sich nie gleich, er entfaltet sich stets neu, bis der Winter das Wachstum zerdrückt. Festes steht unter der Zeit, aber Lebendiges, Werdendes bekundet sich als **Ewigkeit**. Statt festzulegen hätten sie immer mehr Ewigkeitskräfte des Lebens und Wachsens herbeiziehen, immer mehr Neues und Großes und Belebendes erwecken müssen. Dann wären sie selbst immer neu im ewig Neuen geblieben. Solche Stellung und Verständnis hatten eigentlich nur die Apostel, und bei ihnen ist es die lebendige Hoffnung der **Auferstehung**!

„Alles neu" ist die Darstellung des Auferstehungslebens, wie es biblisch gehofft und verheißen wird. Die Christenheit aber, die meint, im Neuen zu stehen, will bloß selig werden und sich erbauen in diesem Lichte, aber auferstehen und sich selbst erneuern lassen will sie nicht, und darum veraltet sie in ihrem unbegreiflichen und schier unbegrenzten Beharrungsvermögen. Alles veraltet! Paulus sagt es sogar vom Glauben und von der Hoffnung, daß sie veralten, und wir wissens und sehens, wie der Glaube veraltet. Nur eins bleibt ewig neu: die Liebe. Denn Gott ist Liebe. Gott aber ist der Lebendige, der Neues schafft und das Neue durchdringt mit dem Hauche der Ewigkeit.

Alles neu kann nur werden, wenn Gott wird Alles in Allem. In diesem Glauben, in dieser Hoffnung wirst auch du neu, du alterndes Menschenkind, denn dein Gott macht sich auf,

dich zu erneuen und alle Kreatur, ja in diesem Ausblicke wirst du schon erfaßt von dem Neuen und kannst fröhlich werden mitten im griesgrämigen Alten, das dich umgiebt; denn das Neue wird nicht ruhen, bis es sich ausbreitet in Allem, Alles verklärt! y

---

## Eine Laienpredigt zum Apostolikum

von Peter Rosegger

### 3. Gelitten unter Pontius Pilatus, gekreuzigt, gestorben

Wie kommt Pilatus, der Heide, ins Credo? Sind ja doch auch die Andern nicht drinnen, die wichtig in das Leben Jesu eingegriffen haben. Wie kommt gerade Pontius Pilatus zur Ehre eines ewigen Denkmals im hehren Glaubensbekenntnisse des Christen? Wie er dazu kommt? Weil er als Gegensatz ein Urbild des irrenden, egoistischen Menschen ist, weil er das Entscheidendste that, was Menschen thun konnten, um den Propheten göttlich zu machen — er ließ ihn leiden. Er verurteilte den Gerechtesten zum Tode.

Wenn Christus nicht gelitten hätte!

Nehmen wir an, Pilatus hätte von seiner Lehre gehört, hätte seiner Bergpredigt beigewohnt, hätte daran Gefallen gefunden und hätte an Tiberius Folgendes geschrieben: „Cäsar! In der Provinz Galiläa ist ein Mann aufgestanden, der mir geeignet zu sein scheint, das störrische Judenvolk zu zähmen. Zwar ist er selbst ein geborner Jude, doch verkündet er eine neue Lehre, die uns von großem Vorteile sein kann. Er predigt der Menge Sanftmut, Selbstbescheidung, lenkt sie von staatlichen und gesellschaftlichen Forderungen und Bestrebungen, von Begier und Genuß ab, indem er ihren Sinn auf ein Leben im Jenseits richtet. Er predigt Armut und Unterwerfung, und trotzdem strömt ihm das Volk zu und ist begeistert von seiner Lehre, denn seine Persönlichkeit ist unbeschreiblich berückend. Jesus Christus ist sein Name. Ich möchte ihm ein einflußreiches Amt geben, damit er seine Grundsätze immer weiter verbreite und so das Volk in jene Untergebenheit zurückweise, die wir wünschen müssen. Zur Erhärtung des Gesagten füge ich Aussprüche bei, damit Du, großer Cäsar, u. s. w."

Also Pilatus an den Kaiser. Und dieser an Pilatus:

„Landpfleger! Deine Mitteilung von dem neuen Volkspropheten haben Wir mit Befriedigung vernommen. Wenn thatsächlich seine Lehre so ist, daß sie die nationalen Begehren der Völker, Führer und Schriftgelehrten entkräftet, die Menge unter dem Grundsatze fügsamer Brüderlichkeit im Zaume hält, so soll er nicht in Jerusalem bleiben. Schicke ihn zu Uns, Wir wollen ihn zum Hohenpriester des ganzen römischen Reichs machen, und seinen Palast soll er in Rom haben. Seine Lehre von der Armut und Demut soll allen Völkern der Erde zu teil werden, damit sie sich willig leiten lassen und Unsrer Staatskunst Ehre und Heil werde. Die Augurenwirtschaft ist Uns ohnehin zuwider, Wir bedürfen neuer Propheten. Dein gewogner Tiberius."

Und dann reist Christus auf stattlichem Schiffe unter großer Begleitung nach Rom, wird dort vom Cäsar huldvoll empfangen, mit Purpur bekleidet, mit Gold geschmückt und in einen fürstlichen Palast geführt, wo er in Glanz und hoher Würde seines Priesteramtes zu walten beginnt. Die Völker beugen sich vor solcher Herrlichkeit, in der sie den Abglanz der Gottheit zu sehen vermeinen, geduldig fügen sie sich dem Elende und der Knechtschaft, während der Hohepriester in Ueberfluß und Macht lebt, bis er endlich im hohen Alter auf Samt- und Seidenkissen eines sanften Todes entschläft.

Ich frage — wäre ein solcher Christus denkbar? Nie und nimmer. Seine Göttlichkeit liegt darin, daß er seiner Lehre lebt, daß er sie selber lebt und bereit ist, für sie zu leiden und zu sterben. Pilatus war das Werkzeug für sein göttliches Leiden und Sterben, und darum kam er ins Credo.

Im ganzen vollzog es sich mit Christus, wie es sich mit allen Besten der Menschen vollzieht: er wurde teils falsch ver-



standen, teils absichtlich falsch beurteilt, verdächtigt, angekla[gt,] verfolgt, bis ins Tiefste verwundet und endlich getötet. ob es so sein müßte, damit der wahre Sieg erlangt wer[de.] Denn gerade aus Leiden und Tod geht die Idee neuverjün[gt] und unsterblich hervor. In Einem jedoch unterscheidet [sich] Jesus von andern Schicksalsgenossen: er verteidigte sich ni[cht,] er schwieg. Seine Thaten allein ließ er sprechen. Und [sie] sprechen in Ewigkeit. Nicht so sehr seine gewirkten Wund[er,] Wunder wirkt jeder, den das Volk liebt. Vielmehr sein gro[ßer] Opfertod besiegelt für alle Zeiten hin die Wahrheit und Tr[eue] seiner Lehre. Opferwilligkeit für den Nächsten predigte er, u[nd] wie man das macht, er zeigte es. Er hätte durch Wider[ruf] der Lehre sein Leben retten können, doch er wußte, [daß] diese Lehre die Menschen glücklicher und besser machen wi[rd,] er widerrief sie nicht, sondern ließ sich lieber töten. Und s[ein] Tod ist uns ein ewig lebendiges Vorbild geworden. . . .

Wir beten im Sakramente nicht Brot und Wein [an,] sondern das Geheimnis, in dessen Schoß unsre ewigen Geschi[cke] ruhen. Wir gedenken der göttlichen Liebe, die uns erlöst u[nd] sind selig in dieser Vorstellung. . . .

Wenn ich in einem dämmernden Winkel der Kirche st[ehe] und blicke hin auf den Altar, wo die Kerzen feierlich brenn[en,] wo der Weihrauch sachte, gleichsam wie eine Wolke Anda[cht] aufsteigt, wo der Priester stille Gebete murmelt und wo d[as] Glöcklein manchmal ein klingendes Sursum corda ruft — muß ich gedenken des Dramas auf Golgatha, wo uns gele[hrt] worden ist, wie man sich opfere für die Menschheit. . . .

Engherzig forschen die Gelehrten, ob es wohl mit recht[en] Dingen zugegangen sei, wenn bei dem Tode Jesu die Er[de] bebte und die Sonne sich verfinsterte. Was wollen sie dami[t?] Bebte den Jüngern des Herrn nicht das Herz, betrübte [sich] ihnen nicht die Seele, als er starb? Und wenn dem Mensch[en] das Herz bebt, so bebt ihm zugleich das Weltall, und we[nn] sein Gemüt sich verdüstert, da lischt ihm zugleich alles Gesti[rn] des Himmels aus. So auch geschieht das Wunder, an d[as] er glaubt, die Gnade, an die er hofft. Vollzieht sich d[as] Wunder auch nicht für Andre, so doch für ihn, und in al[ler] Wahrheit und Wesenheit seines Gemütes, denn er fühlt [es.] Mit der Wissenschaft den Glauben korrigiren zu wollen, ein kindisches Beginnen. Der Menschenkenner thut es nic[ht,] nur der handwerksmäßige Gelehrte versucht es, der kleinsinni[ge] Geselle, der sich keine andre Wesenheit zu denken vermag, a[ls] die enge Staubkruste ist, in der er selber steckt.

Gelänge es, alle Wunder Christi als materiell wahr [zu] beweisen, das heißt wissenschaftlich vollgiltige Beweise für d[as] Geschehen derselben aufzubringen, dann wäre der Heiland [in] das menschlich Historische herabgezogen. Die „Wunder" hät[te] er zwar gewirkt, aber es hätte sie auch jeder Andre unter d[en] gleichen natürlichen Verhältnissen wirken können, und w[ir] hätten keinen Heiland mehr. Wem Christus als Mensch lieb ist, der mag sich ja wohl damit bescheiden; wer aber d[ie] Sehnsucht, somit die Glaubensanlage nach einem göttliche[n] Erlöser in sich trägt, der hat auch das Recht, ihr nachzuhänge[n,] und er ist glücklich zu preisen.

Der Satan kam einst schwermütig zurück zur Hölle u[nd] klagte es dem Lucifer: Es ist mißlungen. Ich habe de[n] Menschensohn alle Herrlichkeiten der Erde gezeigt und ve[r]sprochen, wenn er sich zu mir bekenne. Er hat mich von si[ch] gewiesen.

Sei getrost, mein Sohn, sagte der Lucifer. Ist schon dies[er] Eine verloren, so gehören doch alle Uebrigen uns.

Nach einer Weile kam der Satan wieder von der Er[de] zurück: Herr, es ist Alles verloren. Der Menschensohn h[at] auf dem Berge Tabor eine unerhörte Predigt gehalten v[or] allem Volke. Er lenkt auch die Andern ab von den Herrlic[h]keiten der Erde und dem Reiche Gottes zu.

Sei getrost, mein Sohn, sagte der Lucifer. Sie horch[en] gern dem neuen Worte, aber sie werden nicht darnach lebe[n.] Sie werden seiner vergessen, wie aller Propheten Lehre.

Wieder nach einer Weile kam der Satan neuerdings v[on] der Erde herab: O Herr, unsre Macht ist für immer gebroche[n!]

r Menschensohn hat seine Lehre mit seinem Leben besiegelt
d gezeigt, daß er Gottessohn ist.

Betrübe dich nicht zu sehr, mein Sohn Satan, sagte der
cifer. Sie werden doch unser sein. Der Menschensohn hat
ch sein göttliches Sühnopfer freilich gezeigt, daß er Gottes
hn ist, aber sei getrost, sie werden es nicht glauben.

4. Am dritten Tage wieder auferstanden von den Toten*)

. . . Der Mensch, den sie am Kreuz getötet und dann
ter mächtigen Steinen begraben hatten, er wurde in den
chstfolgenden Tagen als lebendig gesehen. Zwei Frauen
en ihn im Garten wandeln, zweien seiner Jünger begegnete
auf der Straße, und als der Jünger mehr versammelt
ren, um in tiefer Trauer den Tod des Meisters zu be-
echen, war er plötzlich mitten unter ihnen, wie er so oft
ter ihnen gewesen, und sie sahen an seinem schönen, blühenden
ibe die Todeswunden.

Auch hier, wie überall, wo es Erhabnes zu zerstören giebt,
t die profane Welt ihre Sonde an den Glauben gelegt. Sie
r nicht hochherzig genug, einen großen Gedanken zu tragen,
n man wohl auch gelegentlich einem Weltkinde sollte zumuten
nnen. Wenn Christi Lehre und That lebendig geblieben ist,
h verbreitet hat in alle Welt, und in den Völkern wie in
n Einzelnen belebend wirkt bis auf den heutigen Tag, so darf
ans ja doch gelten lassen, daß er lebt und waltet. Wenn
in Arm die Leidenden erhebt, die Irrenden führt, die Könige
giert, so muß er doch leben. Und wissen wir, daß er ge-
orben und zu den Toten gelegt worden ist, so sehen wir an
iner beispiellos waltenden Macht, daß er von den Toten auf-
standen sein muß. Wir geben zu, daß Homer, Dante, Galilei,
olumbus, Gutenberg, Goethe unsterblich sind, warum sollte es
erade Christus nicht sein? — Das wäre eine Auslegung für
e Welt, doch nicht einmal diese bekennt sie. Sogar die Un-
erblichkeit Napoleons betonen die Herren gelegentlich, aber die
nsterblichkeit Christi bringen sie nicht über ihre Lippen. Und
ie erst, wenn der Gläubige vor sie hintritt und bekennt: Auch
in Leib ist auferstanden von den Toten!

Auch ich habe ein bischen Naturgeschichte studirt und weiß,
ie nach den uns bekannten Naturgesetzen es nicht möglich ist,
aß ein toter Menschenleib als solcher lebendig werden kann.
nd doch glaube ich an die Auferstehung Christi auch als
Menschen. Warum? Weil ich es gerne glaube, weil diese Vor-
ellung mir wohlthut, weil sie mich tröstet und erhebt, weil sie
ich selig macht. Ihr mögt ja Recht haben mit eurer Natur-
eschichte, aber mein Gedanke, meine Vorstellung, mein Glaube
t auch Natur, und wenn mein Heiland hier in meiner Natur
on den Toten aufersteht, so geht euch das gar nichts an, und
r könnt es nicht hindern und nicht ungeschehen machen.

Er ist ja auch mir schon begegnet. Er ist mir begegnet im
Garten, wenn aus Erden die Blume sproßt, er ist mir begegnet
uf der Straße, wenn ein Hungernder dort lag, den ich sättigen,
enn ein Fremder dort wandelte, den ich beherbergen konnte.
nd zu Hause, wenn ich mit Weib und Kindern zusammensaß,
enn wir ernsthafte Gespräche über die Ziele des Menschen
ihrten, oder in heitern Worten uns ergötzten, da war plötzlich
r unter uns. Ich sehe ihn zu jeder Stunde des Tages und
er Nacht, so oft mein Herz ihn denkt. Schlank, in seinem
unkelblauen Gewand steht er vor mir, barfuß, barhaupt, ein
hmales Antlitz mit jugendlich sprossendem Barte und dem
hweigend beredten Mund, mit schlicht zurückgelegtem dunklem
Haar und mit seinen großen blauen Augen voll milden Ernstes.
ch kenne Niemanden besser als ihn. In Ehrfurcht bange ich
or ihm, und doch ist er mir traut wie ein geliebter Bruder,
or dem ich kein Geheimnis habe, und den ich um Rat und
Hilfe bitte, wenn ich mir selber nicht zu helfen weiß. Zumeist
he ich ihn einfach wie einen Menschen dastehen. Damals

*) Einige Sätze über „Niedergefahren zur Hölle" gehen voran,
ie zwar originell, aber minder ergiebig sind und darum wegbleiben
onnten. Ueber „Empfangen vom heiligen Geiste u. s. w." hat Rosegger
ch nicht geäußert. D H



aber, als ich in schwerer Krankheit lag, erschien er mir in leuchtendem Glanze, mit den Wunden und mit dem Kreuze. Ich gebrauche den Ausdruck: Er erschien mir, obschon es meine Phantasie war, die mir ihn vorführte, weil es meine Sehnsucht war, ihn zu sehen. Wenn aber weltliche Bilder mich lustig und schmeichelnd umgaukeln, wenn ich auf schiefem Pfade sorglos dahineile, da sehe ich ihn plötzlich im Hintergrunde unter einer Palme stehen mit warnender Geberde.

Und wenn ich in langen Nächten schlaflos dahinliege, die Wanduhr und mein Herzschlag und sonst kein Laut. In den Nebenzimmern ruht die Familie, Kinder große und kleine. In keiner Minute bin ich sicher, daß nicht eines aufschreit oder wimmert unter plötzlich hereingebrochner Todeskrankheit. Doch sie schlummern friedlich und wissen nichts von meiner Bangigkeit. Unter diesem schweren Geschenke des Lebens mit allen Keimen des Wahnes, der Begierde, des Leides, des Elends, so schlummern sie süß der dunkeln Zukunft entgegen — — — da höre ich sein Wort: Laß mich die Lasten tragen, du armes Menschen-Vaterherz, ich bin stärker als du!

Und wenn ich während des Bangens um die Seelen der Kinder selbst in die Irre ging — — —

Es hat Stunden, es hat Tage gegeben, da ich ihn nicht sah. — Als ich einst meine mühselige Mutter verließ und in die weite Welt ging, war er da bei mir? Als ich mit lockern Jugendkameraden in allerhand Unzüchten zu versinken drohte, war er da bei mir? Als ich einmal anfing, nach Weltruhm und Geldlockung auszuhorchen, war er da bei mir? Als mich zu gelüsten begann nach Glanz und Genuß, war er da bei mir? Und ist er wohl heute bei mir, da ich mich fast rühmen will, mit ihm auf so gutem Fuße zu stehen? Man sollte in solchen Dingen demütig schweigen. — Ich will mit diesen Bekenntnissen und Geständnissen ja Niemanden bekehren oder vorgreifen, nur sagen will ichs meinen Mitmenschen, wie mir manchmal ums Herz ist. Was will ich denn sonst? Den Freien wird meine Darstellung zu kirchlich, den Kirchlichen zu frei sein; die Einen werden mich höhnen, und die Andern werden mich hassen.

---

## Widerspruch und Zustimmung in der Kirchenbaufrage

Uebersicht: 1. Zwei Kirchenbegriffe und zwei Kirchenbauideale; 2. Küßners Bedenken; 3. Brathes Bedenken; 4. Zustimmung*)

Meine kurze Anzeige der Marchschen Schrift über „Gruppirten Kirchenbau"**) hat zwei Entgegnungen***) gefunden. Sie treffen nach meiner Ansicht den Nagel nicht auf den Kopf. Gleichwohl will ich mich kurz mit ihnen auseinandersetzen. Vielleicht kann ich dadurch doch zur Klärung beitragen. Der Kirchenbau drückt den Kirchenbegriff aus, dem man sich anschließt. Ich beginne daher mit einer prinzipiellen Erörterung.

### 1. Zwei Kirchenbegriffe und zwei Kirchenbauideale

In der abendländischen Christenheit kämpfen zwei Ideen von der Kirche mit einander. Nach der einen, der katholischen, ist die Kirche eine Anstalt zur Verkündigung des Evangeliums und zur stiftungsgemäßen Verwaltung der Sakramente. Nach der andern, der evangelischen, beruht die Kirche auf einer Gemeinschaft des Glaubens und des heiligen Geistes in den Herzen; Wort und Sakrament sind nur Merkmale oder Funktionen dieser Lebensgemeinschaft. Nach katholischer Anschauung fordert die Zugehörigkeit zur Kirche keine bestimmte Beschaffenheit des innern Lebens. Nach der evangelischen Anschauung ist dies der Fall.†) Nach ihr hat also die Persönlichkeit des

*) Mit diesem Aufsatz ist die Erörterung vorläufig geschlossen. D H

**) Christliche Welt 1897, Nr. 3.

***) Ebenda Nr. 13 und Nr. 16.

†) Apologie der Augsburgischen Konfession R. 144. Man vergleiche hierzu die klassischen Abhandlungen von Albrecht Ritschl, Gesammelte Aufsätze, Neue Folge, S. 1—25, Freiburg, 1896, und Schlatter, Der Dienst des Christen in der ältern Dogmatik, Gütersloh, 1897.

einzelnen Christen und die Gesamtpersönlichkeit der Gemeinde eine wesentliche Bedeutung für die Erhaltung des christlichen Lebens. Der katholische Kirchenbegriff leugnet das. Zu welchem dieser beiden Kirchenbegriffe man sich bekennt, davon hängt das Ideal des Kirchenbaus ab. Wer dem katholischen Kirchenbegriffe folgt, der fordert imposante Hallen für imposante Volksversammlungen. Wer sich zu dem evangelischen Kirchenbegriff bekennt, der verlangt, daß im Kirchenbau das innige Leben einer zu einer Familie vereinten Gemeinde sich abspiegle. Gotteshaus und Gemeindehaus — das ist der Gegensatz. Denn nach dem katholischen Kirchenbegriff tritt der in Wort und Sakrament sich offenbarende Gott durch diese „Gnadenmittel“ in wunderbarer Weise den in der Kirche Versammelten entgegen. Nach dem evangelischen Kirchenbegriffe einen sich durch Wort und Sakrament die Herzen, in denen Gott lebt, immer inniger mit Gott und unter einander. Der katholische Kirchenbegriff ist nicht an die römische Kirche gebunden. Er kann die lutherische und die reformirte Kirche beherrschen, wenn auch ihre Lehrbegriffe im übrigen unter einander und von dem der römischen Kirche abweichen. Es ist dies dann der Fall, wenn die in unserm Bekenntnis von Melanchthon klar und bestimmt anerkannte Bedeutung der Persönlichkeit und der Gemeinde verleugnet wird. Der lutherische und der reformirte Kirchenbau wird dann nur auf einer Anpassung des katholischen an die besondern Bedürfnisse dieser beiden Kirchen beruhen. Beide evangelischen Kirchen haben bekanntlich das Meßopfer aufgegeben, die reformirte auch die Gegenwart Christi in, mit und unter dem Brote und Weine. Der Grundriß der Kirche wird dadurch modifizirt. Die Idee des Gotteshauses aber braucht deshalb noch nicht mit der des Gemeindehauses vertauscht zu werden. Es ist bekannt, daß die lehrgesetzliche Richtung des siebzehnten und neunzehnten Jahrhunderts Wort und Sakrament vom persönlichen Leben abgelöst, sie als eine Art Verkörperungen Gottes, als „unpersönliche Gottheiten“ angesehen hat und eben darum zum Gotteshause zurückkehren mußte.

Die Frage ist nun die, ob das christlich, im besondern, ob es evangelisch ist. Schlatter hat vortrefflich nachgewiesen, daß durch die lehrgesetzliche Richtung die Gemeinde zur Unthätigkeit verurteilt, die Fassung der wichtigsten Glaubensbegriffe aber eine nur negative ward. Mit dem Untergange der Lehre von der wörtlichen Eingebung der heiligen Schrift ist im Grunde diese ganze Richtung gebrochen. Es ist hier nicht der Ort, sie prinzipiell zu bekämpfen. Es genügt, das Zeugnis der Geschichte gegen sie anzurufen. Das Christentum ist dadurch entstanden, daß Christus gegen den Gott des damaligen Judentums, der vom Tempel umfangen und im Gesetz erstorben sein sollte, den Gott in den Herzen wirksam machte, der in seiner ganzen Macht in ihm lebte und in seinem Tode Welt, Sünde, Gesetz und Tod überwand. In ihrem Kern war Luthers Arbeit darauf gerichtet, an die Stelle des erdichteten „eucharistischen“ Gottes der Priester den wirklichen Gott zu setzen, der in der wirklichen Geschichte, in der Person Jesu, unter uns Macht gewonnen hat. Wo nur irgend das christliche Leben erstarkte, da trat an die Stelle des Schattenspiels priesterlicher Darstellungen und Darbietungen und an die Stelle gesetzlicher Gebilde der Ernst und die Macht des persönlichen, von Gott verklärten Lebens. Da hieß es: du mußt sein, was du zu wirken hast. Da wurde auch für die Zugehörigkeit zur Kirche mehr als bloße Unterwerfung unter Institutionen, es wurde eine Beschaffenheit des innern Lebens gefordert. Wo die Kirche, um mit Schlatter zu reden, nur ein „Sprachrohr“ zur Verkündigung der reinen Lehre sein sollte, da war sie wirkungslos. Die lehrgesetzliche Richtung unsrer Zeit hat durch tüchtige religiöse Persönlichkeiten, durch glänzende, der modernsten, oft der effektvollsten Sprache sich bedienende Redner ihre Erfolge erreicht. Sie hat dabei der wirklich religiösen Kraft ihrer Redner nicht die Bedeutung beigelegt, die sie wirklich hatte. Das aber steht fest, daß sie auch in ihrer modernsten Gestalt und Ausrüstung nicht imstande gewesen ist, das religiöse und sittliche Leben erfolgreich zu heben. Sie herrscht nun ein halbes Jahrhundert unumschränkt; aber Atheismus und sittliche Entartung haben offenbar eine größere Macht gewonnen als in der Zeit des Rationalismus, den Rothe



treffend eine schlechte Theologie, aber eine gar nicht üble R
gion genannt hat. Die Theorie vom „Sprachrohr“ hatte a
dazu geführt, daß nach den ersten Jahrzehnten der Reakt
die kirchlichen Einrichtungen in der entsetzlichsten Weise gerad
verlottert waren. Es fehlte so sehr wie noch nie seit dem
stehen des Christentums an Kirchen, an Geistlichen, an Gemeind
Die Reform ging von denen aus, die sich zu dem lebendi
Kirchenbegriff der Apologie bekannten.

Brathe findet „pantheistische Reminiszenzen“ darin,
ich christliche Persönlichkeiten und Gemeinden Gnadenmittel
nannt habe. Er wird nun sehen, daß ich mich dabei in a
barer Gesellschaft, nämlich in der unsrer Bekenntnisse, befin
Und ist nicht unser einzig wahres Gnadenmittel die Pers
Jesu? Und wer sich der Wirkung seiner Mutter auf sein inne
Leben erinnert, der weiß: das Reich Gottes besteht nicht
Worten, sondern in Kraft. Er weiß auch, daß es das Christ
tum aufgeben, zur jüdischen Lehrgesetzlichkeit zurückkehren hei
wenn man die Offenbarung des persönlichen Gottes in
Person Jesu und jedes Christen über der im Wort vergißt,
ja nur eine Beschreibung jener ersten sein kann. Nach p
theistischer Anschauung gewinnt der unpersönliche Gott nur
Menschen Persönlichkeit. Nach christlicher Anschauung erwe
sich der persönliche Gott dadurch als unser Erlöser, daß er u
dazu verhilft, das Unpersönliche, die Welt und den natürlich
Menschen, zu überwinden und persönlich zu werden. Wir wirk
in den Herzen der Andern zunächst soviel, als wir bereits p
sönlich sind. Das der heiligen Schrift entnommne Wort, d
wir verkündigen, erhöht unsre Wirksamkeit nur insofern darüb
hinaus, als wir mit aufrichtiger Sehnsucht die vollkomm
Offenbarung Gottes in Christo ergreifen und unser Anschauung
bild von der göttlichen Vollkommenheit dadurch ergänzen. Waru
hat Christus den Tempel und das Gesetz überwunden? W
sie ein Ruhekissen waren. Weil man sich sagte: es ist gut, d
Gott im Gesetz und im Tempel offenbart ist — du kannst d
keine Offenbarung Gottes werden. Erfahrne Geistliche wisse
welchen Eindruck es auf ihre Konfirmanden macht, wenn
ihnen zum erstenmale sagen: du bist berufen, in deiner Pers
ein Spiegel Gottes, für deine Brüder das zu sein, was Christ
uns allen gewesen ist. Es ist meine Ueberzeugung, daß
lehrgesetzliche Richtung unsrer Zeit trotz des Aufgebots al
architektonischen, liturgischen und rednerischen Mittel und tr
der persönlichen Tüchtigkeit ihrer Vertreter eben deshalb i
Ziel verfehlt hat, weil sie das Moment der Persönlichkeit u
das der Gemeinde, die Pflicht der erziehenden*) Arbeit d
Gemeindemitglieder an einander, nicht beachtet hat.

Wie nun lebendige Gemeinden zu bilden sind, und d
ich weder ein Donatist noch ein Novatianer bin, das habe i
so oft dargelegt, daß ich es hier nicht wiederholen kann u
darf. Ich weiß, daß eine wirklich christliche Gemeinde auch m
einem nicht ganz geeigneten Hause sich behelfen kann, und d
das richtig gestaltete Gemeindehaus noch keine wahre Gemein
schafft. Fest aber steht, daß das Aeußere auf das Innere zurüc
wirkt. Die weiten stolzen Hallen unsrer sogenanten Gotte
häuser, in denen man kein herzliches Wort reden kann, erschwere
den Zusammenschluß der Herzen. Der Apostel sagt: ihr se
der Tempel Gottes. Man sollte daher endlich aufhören, eva
gelische Kirchen Gotteshäuser, Tempel zu nennen. Man mu
im Kirchenbau einen neuen Weg einschlagen. Man muß d
Kirchen so bauen, daß in ihnen das Leben der Gemeinde s
spiegelt. Wir verhehlen nicht, daß so imposante architektonisc
Wirkungen, wie sie mittelalterlichen oder modernen Domen eigne
für uns unbrauchbar sind, weil da die Gemeinde verschwind
und sogleich als rein passiv sich darstellt. Aber wir stelle
damit der Architektur nur eine höhere Aufgabe. Denn d

*) Schlatter sagt S. 18 seiner vortrefflichen Schrift: „D
moderne Eifer für die »kirchliche Erziehung« giebt den Gedanken [da
nur der sich heiligt, der Andre heiligt] in geschwächter, weil mechanisirt
Gestalt. Es handelt sich um etwas viel Größeres als um pädagogisc
Technik.“ Eben dies Größere bezeichnen wir mit dem Worte „Erziehung.
Es ist nicht recht, diesem Worte willkürlich einen absurden Sinn unte
zulegen und es dann zu bekämpfen und die herabzusetzen, die es g
brauchen.

nnigkeit architektonisch auszusprechen, das fordert eine größere gabung des Baumeisters als die Kunst, durch die Größe der äume und der Massen zu imponiren. Niemand aber denkt ran, „alle Künste zu Boden zu schlagen“ oder „übergeistiger ilderstürmerei“ sich hinzugeben.*) Die Betsäle der Brüder-meinden haben für uns prinzipiellen Wert. Daß aber die rt der Ausführung, die das richtige Prinzip in ihnen gefunden t, für uns maßgebend wäre, das hat noch niemand behauptet. ie gar zu große Einfachheit, in der sie erbaut sind, war nur ne Folge der Armut der Gemeinden in der Zeit ihres Ent-ehens. Meinerseits wünsche ich, daß in unsern Betsälen die alerei, die von allen bildenden Künsten das christliche Leben n meisten zum Ausdruck bringt, und die eben darum erst in er christlichen Welt ihre volle Blüte entfaltet hat, ihre berech-gte Anwendung finde. Bekanntlich hat Cornelius den goti-hen Baustil mit der Bemerkung abgelehnt: wie könnte ich mich ir eine Bauweise erwärmen, die meine eigne Kunst verdrängt?

Was ist nun das Ergebnis all dieser Erörterungen? Dies, aß im Kirchenbau, dafern man das Gemeindeprinzip unserm ekenntnisse gemäß anerkennt, ein ganz neuer Weg einzuschlagen st. Gewinnt das persönliche Leben, die Gemeinschaft der Herzen m Glauben und im heiligen Geiste die rechte Bedeutung, dann nüssen wir es aufgeben, nach katholischer, lutherischer oder re-ormirter Weise weite Hallen zu bauen, die bestimmt sind, große Versammlungen in sich aufzunehmen, denen ohne Gemeinschaft der Herzen durch sachliche Gnadenmittel das Heil soll dargeboten werden. Die Liebe kann nun einmal nur kleinere Kreise umfassen und durchdringen. Sie erträgt nicht imposante, sondern nur solche Räume, die zur Innigkeit erwecken. Und weil das Liebesleben einer wahren Gemeinde nicht bloß im Gottesdienst gepflegt wird und zum Ausdruck kommt, so soll der gottesdienstliche Raum nicht isolirt auftreten. Vor allem durch die Isolirung dieses Raumes entsteht der Eindruck des Kalten, Formalistischen. Wie einst die Tempel aufgegeben wurden und von der Basilika aus die neue Entfaltung des christlichen Kirchenbaus begann, so muß der Hallenbau der katholischen Pfarrkirchen verlassen werden und der Bau der Gemeindekirche vom Familienhause ausgehen, in dem der gottesdienstliche Raum den Mittelpunkt bildet und sofort als das Allerheiligste der Gemeinde sich darstellt. Und dies Allerheiligste, obwohl es nur das Gewand für das gottesdienstliche Leben der Gemeinde ist, muß das Allerheiligste der Gemeinde bleiben. Die höchste Erhebung der Seelen soll nicht durch die Erinnerung an andre Vorgänge gestört werden. Zu Scherzen wie dem, auch dieser Raum könne ja bei unsrer Anschauung in der Woche wohl zu andern Zwecken benutzt werden, habe ich keine Veranlassung gegeben. Ich habe auch keinen Grund, mich auf sie einzulassen. Wem nicht bloß Wort und Sakrament, sondern auch die Gemeinde ein Heiligtum ist, und wer das Leben und die Arbeit Gottes in den Seelen der Gemeindemitglieder findet, der ist mehr als jeder Andre vor Profanirungen gesichert. Die obscönen Bilder, die an manchen mittelalterlichen Kirchen sich finden, beweisen nur, daß da, wo nicht das persönliche Leben als Offenbarung Gottes erkannt ist, neben der Vergötterung sachlicher Güter nur zu leicht die ungebrochne Sinnenlust fortwuchert.

## 2. Küßners Bedenken

1. Küßner meint zunächst, daß ein Gemeindehaus, in dem sich Räume für christliche Liebesthätigkeit finden sollen, dann erst gebaut werden könnte, wenn das Verhältnis der Gemeinde zur Innern Mission festgestellt wäre. Ohne das würde das

*) Aber als Surrogat während langweiligen Predigten möchte ich den Schmuck der gottesdienstlichen Räume mit Brathe nicht ansehen. Haben wir in der Seelsorge thätige Gemeinden, so wird die Redekunst zurücktreten. Die Predigten werden einfacher und doch wirksamer werden. Man wird sich damit begnügen können, die Sache, die Offenbarung Gottes in Christo, zu deuten und wirken zu lassen. Ich habe gesagt, bei Vorträgen über die Lehrthätigkeit Jesu in einem sehr einfachen Saale sei es mir vorgekommen, daß man das fallende Blatt habe hören können, weil die Gemeinde kein Wort Jesu sich habe entgehen lassen. Ich habe nicht gesagt: keines meiner Worte — eben um anzudeuten, daß die Sache predigen müsse.



Gemeindehaus unbenutzte Räume für Aufgaben enthalten, die von der Innern Mission wahrgenommen würden. Die Antwort auf diese und andre seiner Fragen ist die, daß man dafür, wofür man nicht zu sorgen hat, auch keine Räume erbaut. Aber ganz ohne Liebesthätigkeit kann gegenwärtig doch keine Gemeinde mehr bestehen. Nirgends genügt mehr die Liebe, die nur durch Worte, nicht durch Thaten gepredigt wird. Eine oder zwei Diakonissinnen für die Krankenpflege hält daher jetzt wohl jede geordnete Gemeinde in unsern Großstädten. Einen Jünglingsverein hat jede Gemeinde, vielleicht, wie die meine, auch ein Kinderheim, in dem Kinder, die zu gewissen Zeiten des Tages ohne Aufsicht sind, beschäftigt und gespeist werden. All diese Einrichtungen dienen zugleich der Seelsorge. Die Seelsorge aber muß die Gemeinde an sich ziehen, weil nur sie ein Lehramt besitzt, die Innere Mission nicht, und weil sie eben beständiger ist als jeder freie Verein. Soweit ich beobachten kann, tritt die Innere Mission mit Recht von der Sorge für einzelne Gemeindeglieder immer mehr zurück, um sich auf die Errichtung und Entfaltung von Anstalten zu beschränken, die dem Bedürfnis mehrerer Gemeinden entsprechen. Der „gruppirte Kirchenbau“ ergiebt sich aber von selbst auch da, wo es zu einer Liebesthätigkeit in einer Gemeinde noch gar nicht gekommen ist. Der gottesdienstliche Raum wird auch dann den Mittelpunkt für die umgebenden Räume bilden, die dem Unterricht der Konfirmanden, den Uebungen des Sängerchors, den Sitzungen des Kirchenvorstandes, den Familienabenden und besondern, nicht für die ganze Gemeinde bestimmten Gottesdiensten dienen. Jedenfalls ist es nicht unsre Absicht, ein Bauprogramm aufzustellen. Das soll und muß in jeder Gemeinde nach dem Bedürfnis sich richten. Wir haben nur ein Prinzip zu vertreten.

2. Damit erledigt sich auch Küßners zweites Bedenken. Er erinnert daran, daß alle die Anstalten, die March in seiner Gemeindekirche vereinigt sehen möchte, ihre örtliche Bedingtheit haben. So müßten Anstalten, die hauptsächlich für Arbeiterfamilien notwendig sind, in dem Teile der Parochie errichtet werden, in dem hauptsächlich Arbeiter wohnen. Ist das notwendig, dann muß es geschehen. Diese Anstalten bleiben dann bei dem Gemeindehause weg. Aber freilich an Gemeinden, in denen man eine halbe Stunde weit oder weiter gehen kann, denken wir nicht. Am wenigsten können wir uns denken, daß Kirchenvorsteher, wie Küßner annimmt, um der weiten Entfernung willen nicht zu den Sitzungen in die Kirche kommen könnten. Küßner exemplifizirt auf Hamburg. Hamburger kirchliche Verhältnisse sind aber im evangelischen Deutschland nur noch eine Ausnahme. In Dresden bestanden vor einundzwanzig Jahren nur vier Gemeinden. Jetzt werden es bald (nach der Einbezirkung von drei Vororten) siebzehn sein, mit 4000 bis 30000 Mitgliedern. Und wo die letztere Ziffer erreicht ist, da denkt man gewiß an Teilung. Unser Ideal ist aber dies, daß die Seelsorgebezirke der einzelnen Geistlichen Gemeinden werden müssen, weil nur so ein Gemeindegewissen sich bilden kann, das freilich bei dem katholischen Kirchenbegriff nicht einmal angestrebt wird.

3. March hat aufgezählt und in seine Zeichnungen aufgenommen alle die Anstalten, die von der Liebesthätigkeit in einer Gemeinde geschaffen werden können. Küßner meint, wenn sie alle in einem Gemeindehause vereinigt oder mit ihm verbunden würden, so müßte solch ein Haus eine unförmliche Größe annehmen; es würde aber dann der Aufgabe doch nicht entsprechen. Die Krankenpflege, die Jünglings- und Arbeitervereine würden nicht genügenden Raum finden. Wären sonst Räumlichkeiten vorhanden, in denen ein christlicher Geist weht, so würden auch die Gemeindesäle ihren Zweck verlieren. Aber man muß nicht das Muß bekämpfen, wo nur das Kann besprochen wird. Nicht bloß eine Poliklinik, sondern gar ein Krankenhaus für eine Gemeinde zu errichten, dazu wird es unter unsern Verhältnissen wohl nicht so leicht kommen. Aber einen Jünglingsverein muß jede Gemeinde haben. Meines Wissens ist es bei uns auch so. Arbeitervereine können nur vorübergehend bestehen. Es wird ein großer Gewinn sein, wenn die Interessen jedes Standes, soweit sie nicht rein tech-

nischer Natur sind, vom Standpunkte der Gemeinde aus und in ihr besprochen werden können. Einen Gemeindesaal für ihre Familienabende muß jede Gemeinde haben, wenn es zu einem freien Verkehr der Gemeindemitglieder unter einander kommen soll. Wir halten hier Familienabende und wissen, was uns fehlt, weil uns ein Gemeindesaal fehlt.

4. Küßners viertes Bedenken ist dies: ein komplizirtes Gemeindehaus würde zur Folge haben, daß an einem Punkte alles sich konzentrirte, was an die christliche Liebesthätigkeit erinnern könnte; in allen übrigen Teilen der Gemeinde würde dann nichts mehr an sie erinnern. Bei so kleinen Gemeinden, wie wir sie uns denken, fällt dieser Einwand von selbst dahin. Und wir rechnen bei unsern Verhältnissen nicht mit Utopien. Die sächsische Synode hat im Einverständnis mit unserm Kirchenregimente dies als das Normale (freilich fürerst nicht ohne weiteres zu Erreichende) festgestellt, daß eine Gemeinde bei drei Geistlichen 12000 Gemeindemitglieder umfassen solle. Wir stehen noch am Anfange; wir sind aber bei uns, wie ich bei Punkt 3 dargelegt habe, auf ganz gutem Wege, dies Ziel zu erreichen.

5. Küßner findet es eher katholisch als evangelisch, wenn alle Liebesthätigkeit unter dem Dach der Kirche geborgen würde. Nach der Lehre vom allgemeinen Priestertum sei die Kirche da, wo christlicher Geist walte. Es sei deshalb auch für die Verbreitung des christlichen Geistes besser, wenn Anstalten zur Pflege christlicher Liebesthätigkeit über die Gemeinde verbreitet wären. Namentlich sei es gut, wenn jeder Geistliche in seinem Bezirke wohne. Ueberhaupt müßte sich erst das Gemeindeleben noch weiter entwickeln, dann würde auch die rechte Bauweise sich von selbst einfinden. Aber wir Andern leben eben in ganz andern Verhältnissen als die Gemeinden der Orte, die Küßner vor Augen hat. Wir stehen in der Entwicklung des Gemeindelebens mitten inne. Wir werden gehemmt durch die unfruchtbaren Opfer, die für die unverhältnismäßig teuern Monumentalbauten aufgewendet werden. Wir sprechen aus, was für uns bereits ein dringendes Bedürfnis ist. Für die Gemeindebildung, der unter uns Alles zustrebt, ist die Konzentration nicht bloß möglich, sondern auch notwendig, wenn ein Gemeindebewußtsein, die Quelle der Kraft für das religiöse und sittliche, sich bilden soll. Sollen wir nicht aussprechen und erstreben, wozu unsre Verhältnisse uns drängen? Und dabei verfahren wir gar nicht doktrinär. Meine Gemeinde z. B. hat bei fünf Geistlichen fast 24000 Mitglieder. Wir haben im südlichen Teil, in dem die Kirche liegt, drei Bezirke, im nördlichen zwei. Wir stehen davor, nicht an die Kirche, sondern im nördlichen Teile ein zweites Pfarrhaus mit einem Betsaale zu bauen, bereits eine Art von Gemeindehaus. Was wird die Folge sein? Sobald das kirchliche Bewußtsein erstarkt, wird der nördliche Teil ganz von selbst, vielleicht auch ohne Abtrennung von der Kirche zur Gemeinde werden. Mit dem minimalen Aufwande von nicht ganz 160000 Mark haben wir dem die Bahn gebrochen.

Es ist mir lieb, daß Küßner seine Bedenken ausgesprochen hat. Ich muß aber doch glauben, daß sie aus der Anschauung von Zuständen entsprungen sind, deren Aufhören bei uns glücklicherweise bereits im besten Gange ist. E. Sulze

## Die römischen Prozessionen am deutschen Rhein

Rechte evangelische Leute, die etwas auf sich halten, gehen jeder römischen Heerschau in den Straßen aus dem Wege. Selbstgefühl läßt sie fern bleiben dem prunkenden Rundgang der Katholiken, wo da fliegende Fahnen, Pauken und Trompeten, Kanonenschläge, engelgleich weißgekleidete Mädchen mit Lilien in der Hand und der Himmel auf Erden nicht fehlen, wir meinen jenes vergoldete Tragzelt, unter dem ein Priester die goldblitzende Monstranz vor sich haltend, in Weihrauch gehüllt, einherschreitet. Wehe dem, der da nicht seine Verbeugung macht mit abgezognem Hute; daß auch der andersgläubige Zuschauer sich im Banne der römischen Weltansprüche und Unfehlbarkeit befindet, wird ihm bald klar gemacht, denn der Anspruch auf



„Reverenz“ wird selbst handgreiflich erhoben, wenn einer aus der in Reih und Glied geordneten Aufgebot sich vergaß und einem Ketzer den Hut, den der nicht ziehen mochte, vom Kopfe schlug, — nun, es fehlt nicht viel, und man bekommt dann noch von der schützenden Wahrnehmung berechtigter römischer Interessen zu hören, die frei ausgehen soll.

Am Rhein! Am Rhein! da ist das Reich der triumphirenden römischen Kirche, da sitzen mit gutem Gedächtnis die Nachfolger der drei geistlichen hochmögenden Kurfürsten und sorgen dafür, daß der alleinseligmachende Gedanke vor Ketzern jährlich mindestens einmal prächtig umgehe: die aufgenötigte passive Assistenz ist das Jahrgeld, das Rom von allen Andersgläubigen erhebt. Mit Zulassung des Staates. Die Gesetzgebung aber, wie dürfte sie jemals verkennen, wie bedenklich, störend und gefährlich dieses Hinaustreten einer kirchlich angeführten Menge überall wirken muß, zumal inmitten einer Bevölkerung gemischten Bekenntnisses? Solange jene nichtswürdige Bestimmung des Tridentiner Konzils, die mit Prozessionen die Ketzer wenn nicht zu bekehren, so doch zu schrecken und zu ärgern empfiehlt, maßgebend bleibt, dürfte streng genommen kein Staat, dem es mit der Glaubensfreiheit, ja mit der so beliebten „Parität“ ernst ist, ernst auch mit dem Schutze jedes Bekenntnisses vor öffentlicher, mindestens symbolischer Kränkung durch das andre, den römischen Umzügen anders entgegentreten, als wie es in Koburg und Gotha seit fast einem Jahrhundert gehalten wird, nämlich mit einem strengen Verbote, mit der Beschränkung römischen Gottesdienstes und kirchlicher Handlungen auf die katholischen Gotteshäuser als Regel. Einzelne Ausnahmen für Begräbnisse und Notfälle mögen dabei zugelassen werden und zugleich zur Bestätigung der Regel dienen.

Auch in weiteren Kreisen erfuhr man vom Rhein her in den letzten Jahrzehnten wiederholt von dreister Belästigung der Evangelischen und höchst ärgerlichen Auftritten, herbeigeführt durch kampflustige, schlecht (oder gut?) geführte Teilnehmer katholischer öffentlicher Umzüge. Zuweilen folgte wohl ein gerichtliches Nachspiel, aber nicht immer mit der erwarteten gebührlichen Verurteilung solcher Ausschreitungen. Diese für alle Einsichtigen, für Alle, die überhaupt die Augen aufmachen wollen, zu Tage liegenden Mißstände veranlaßten schließlich die Rheinische Provinzialsynode vorigen Jahres, durch Vermittlung des Konsistoriums sämtliche Presbyterien der Provinz auf die Gefahren hinzuweisen, die das Prozessionswesen für die evangelische Kirche in sich birgt, sie zugleich von der Lage der Gesetzgebung zu unterrichten und sie aufzufordern, von jedem einzelnen Fall Anzeige machen zu lassen, wo die Katholiken versuchten, nach Zeit, Art, Form und Umfang die Prozessionen über das herkömmliche Maß auszudehnen, auch alljährlich die Zahl dieser Umzüge am Orte, die dabei zu Tage getretenen Verkehrsstörungen oder Beeinträchtigungen evangelischer Religionsübung und sonstigen Belästigungen Evangelischer festzustellen.

Im Anschluß daran hat der Rheinische Hauptverein des Evangelischen Bundes über die römischen Uebergriffe und Anmaßungen bei Prozessionen eine sehr lehrreiche Schrift*) soeben herausgegeben, die nach Form und Inhalt dem Verfasser Ehre macht, aber vor allem auch nach Gebühr beherzigt und verwertet sein will. „Ein Prunkstück des ultramontanen Zeughauses“ ist der erste Abschnitt überschrieben: eine knappe, eindrucksvolle Belehrung über Sinn und Zweck der Frohnleichnamsprozession als einer ausgesprochen verdammenden Kundgebung wider die protestantische Ketzerei, eines offenbaren Angriffs auf das evangelische Bekenntnis mit seiner Innerlichkeit, die äußere Geberden gar gering achten muß. Von den jesuitischen Verteidigern der Prozessionen ist namentlich Jakob Gretser benutzt, der da, recht geschmackvoll! dem Protestantismus als dem Verächter dieser vom heiligen Geist selbst eingegebnen Einrichtung das Schicksal der Michal androhte, der zur Unfruchtbarkeit verurteilten, weil sie über den Tanz Davids vor der Bundeslade

*) Ein evangelischer Protest gegen die römischen Prozessionen. Im Auftrage des Vorstandes des Rheinischen Hauptvereins des Evangelischen Bundes erhoben von A. Hackenberg, z. Vorsitzenden. Barmen D. B. Wiemann.

pottet. Erinnern aber, so fragt der Verfasser mit Recht, diese
ozessionen zu Ehren der Heiligen nicht an die Götterfeste im
mischen Rom, und sind die Frühjahrbittgänge mit ihrer
ottestracht" etwas andres als die christianisirten Umzüge
rer heidnischen Altvordern, durch die sie unter Opfern und
beten günstige Witterung und ein fruchtbares Jahr zu er-
gen hofften?!

Der zweite Abschnitt: „Ein Zeitbild aus der deutschen ichs-Pfaffengasse," ladet zu einem Rundgang durch das ge- nete, fröhliche Rheinland ein, um Frohnleichnam zumal; sogar Orten mit vorwiegend evangelischer Bevölkerung finden wir raßen und Plätze stundenlang von „farbenprächtigen" Auf- zen eingenommen. Mag Andacht bei dem einen Teile der dienstlichen Waller anscheinend mit Neugier sehr einträchtig ammenwohnen, bei dem andern noch zweifelhaftere Verbin- ngen eingehen, die katholische Kirche feiert doch ihre Triumph- ze und läßt es jedem Andersgläubigen dringend geraten sein, derweilen abseits zu halten, es sei denn, daß man zu Knie- uge und Hutabnehmen bereit wäre. Und grüßt du nicht llig, so brauch ich Gewalt, d. h. ich schlage dir den Hut m Kopfe! Dergleichen kommt alle Jahre vor, und noch viel chlimmeres. Dieser Abschnitt nun enthält die in hohem Grade rkwürdigen Ergebnisse einer umfassenden Rundfrage über die rozessionen in der Rheinprovinz. Gegenwärtig ist der Rhein mit er tausend jährlichen Prozessionen bedacht, wohlgemerkt lein in den Städten und größern Orten gemischter Bekenntnisse, eben Aergernis und Herausforderungen Andersgläubiger nahe liegen und niemals ganz fehlen. Dabei kommen ge- gentlich auch artige Mißverständnisse und Verlegenheiten vor. o jüngst in Kirchberg auf dem Hunsrück, einem vorwiegend angelischen Städtchen. Dort war kurz zuvor der Bischof, der r Firmelung kam, feierlich von der Prozession in den ge- hmückten Ort geleitet worden, und noch las man am Thore die be- illkommnende Inschrift: „Gelobt sei, der da kommt im Namen s Herrn," oder: „Sei gegrüßt, teurer Oberhirt," „Es grüßt ich deine beglückte Herde" — oder an andrer Stelle die fromme Einladung: „Weide meine Lämmer!" — als der Oberpräsident er Provinz samt Begleitung auf einer angekündigten Dienst- eise herangefahren kam. Warum wohl der hohe Staatsdiener xzellenz anstatt, wie erwartet wurde, in den Ort hinein, hlankweg um Kirchberg herum und weiter ins Land gefahren t, nachdem er die Bescherung gesehen und gelesen hat?

Wenn das den Schluß bildende „Mahnwort an alle, die s angeht," um seiner Eindringlichkeit und überzeugenden Kraft, seines Schwunges willen als eine freie Aussprache über be- auerliche Mißstände bleibenden Wert behält, so trägt dazu ornehmlich der ruhige, vornehme Ton bei. Hier kann jedes Wort getrost vertreten werden, jede Uebertreibung hätte der uten Sache nur geschadet, und unangebrachte Schärfe ist ja uch in der Gegenwart der evangelischen Sache selten oder nie on Vorteil gewesen. Und trotzdem eine Kampfschrift im besten, igensten Sinne. Der noch immer verbreiteten Unklarheit mußte urch Hervorhebung der wichtigsten gesetzlichen Bestimmungen ber das Prozessionswesen gesteuert werden; mit diesem Protest der Hand vermag jedes Presbyterium katholischer Anmaßung Hinsicht öffentlicher Umzüge wirksam entgegenzutreten. Bei er Ortspolizeibehörde, deren dienstliche, verantwortliche Auf- abe ist, nur solche kirchliche Prozessionen, Wallfahrten und Bittgänge in der Oeffentlichkeit zuzulassen, die zweifellos ergebracht sind. Es ist also jede Ausdehnung über dieses Maß hinaus nach Zeit, Ort und Form zu untersagen und nach er Fassung des so wichtigen Ministerialreskripts vom 16. August 874 — einer glücklich hinübergeretteten und friedenverbürgenden Anordnung jener kirchlich bewegten Jahre — haftet die Orts- olizei bei eigner Verantwortung für strenge Eindämmung des Prozessionswesens innerhalb der hergebrachten Grenzen. Hier iegen nun aber unzweifelhaft nicht nur vereinzelte Unterlassungen, ondern auch Mißgriffe zu Ungunsten der Andersgläubigen und er auch ihrer religiösen Ueberzeugung von den Behörden ge- chuldeten Rücksicht vor. Daneben verlangt der freie Verkehr ein Recht und fragte nicht selten vergebens: ist denn keine Straßenpolizei da? Von schwächlicher Zulassung oder, was



schlimmer wäre, versteckter Begünstigung des römischen heraus- fordernden Prozessionswesens überall da, wo und wie es als ein hergebrachtes Uebel — als solches wird es ja auch vom Gesetze zwischen den Zeilen bezeichnet — Geltung und Schutz nicht beanspruchen kann, wird hoffentlich nach diesen Darlegungen aus der preußischen Rheinprovinz fortan nichts mehr zu melden sein. Freilich, solange der herrschende Wind aus Welschland — —

nr

---

## Bäuerlicher Aberglaube

Einen interessanten Abschnitt des bäuerlichen Aberglaubens bietet die Heilmethode des „Versprechens." Zwar trifft man sie auch in Städten genug an, auf dem Lande aber, besonders in Mitteldeutschland, ist sie ungleich weiter verbreitet. Das Ver- sprechen ist eine mit jeweilig verschiednen Zeremonien verbundne Handlung, die ohne Anwendung von Heilmitteln durch Her- sagen eines mehr oder weniger gereimten Spruches im Namen der Dreieinigkeit die Krankheit „versprechen" d. h. hinweg- sprechen will.

Die Aufklärung dieses Jahrhunderts hat der Anwendung des „Versprechens" keinen Abbruch gethan. Selbst der sozial- demokratische Arbeiter läßt sich in seiner Dorfheimat seine Leiden versprechen. Er wie der Bauer weiß den daraus entspringenden Segen zu rühmen; sie wissen Beispiele zu erzählen, die es dem Zweifler beweisen sollen, wie der Verspruch geholfen hat. Es giebt nur wenige Familien, in denen er nicht gelegentlich ange- wandt wird. Neben dem Arzt bedient man sich des Verspruchs. Letzterm wird die Heilung eher zugeschrieben als ersterm.

Die Versprüche interessiren uns jedoch hier nicht nach der medizinischen Anschauungsweise, die darin zum Ausdruck kommt, sondern wegen ihres religiösen Inhalts. Die religiösen Gedanken in ihnen sind um so beachtenswerter, als sie das praktische Leben des Landvolkes in hohem Maße beeinflussen und darin eine wirkliche Rolle spielen.

Eine Anzahl Versprüche mögen hier aufgeführt werden; an die Spitze stelle ich die, in denen Jesus erwähnt wird.

Eine eigentümliche Ergänzung des Lebensbildes Jesu findet sich in dem Verspruche gegen den Umlauf. Jesus geht darin ans Ackern; statt des Zimmermanns oder des Maurers ist er hier der Bauersmann:

> Unser Herr Jesus Christus ging ans Ackern,
> Ackerte drei Würmer aus.
> Der erste war weiß,
> Der zweite war schwarz,
> Der dritte war rot,
> Nun drück ich diesen Wurm tot
> Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes u. s. w.
> Amen.

Eine nicht weniger apokryphische Auffassung vom Leben Jesu tritt uns in folgendem Verspruch vor Augen:

> Jesus zog über Land;
> Da fand er einen Stock,
> Der war schwarz und doch nicht schwarz,
> Er nahm ihn in seine schneeweiße Hand
> Und „versprach" damit den Rotlauf,
> Das Fieber und den kalten Brand.
> Im Namen . . . Amen.

Jesus ist hier Zauberer; mit dem Zauberstock in der Hand heilt er die Leidenden. Für den Rotlauf und den kalten Brand fehlt der biblische Grund. Jesus „versprach" selbst und legi- timirt so durch sein Beispiel das Verfahren derer, die heute noch versprechen.

In dem Verspruch gegen eine Wunde, die nicht eitern soll, zeigt sich eine Reminiscenz an das katholische Dogma, insofern Jesus der einzige Sohn der Maria sein soll:

> Du sollst nicht hitzen, nicht schwitzen, nicht schwären,
> Bis Maria ihren zweiten Sohn wird gebären.

Auch das Kind Jesus findet in den Versprüchen des öftern Erwähnung; es ist lauter und rein:

Sieben und siebzigerlei Gicht,
Weiche aus meinem Gesicht,
Weiche aus meinem Gebein,
So lauter und so rein
Wie das Kind Jesulein,
Im Namen Gottes . . .
Amen.

Einmal findet auch eine Berufung auf die Händchen Jesu in der Krippe statt:

Herzgespann, weiche!
Mein Finger greife
Unter deine Rippen,
Wie das Kind Jesulein in der Krippen.
Im Namen Gottes . . .
Amen.

Viele Versprüche haben, wenn auch nicht mit den Worten, so doch mit den begleitenden Zeremonien Beziehung zur christlichen Religion. So muß in dem Verspruch gegen Kopfweh:

Knochen zu Knochen,
Blut zu Blut,
Im Namen Gottes . . .
Amen!

der Kopf dreimal „ins Kreuz" gefaßt werden. Wichtig ist auch, daß bei einem Verspruch gegen die Gelbsucht das Objekt mit dem Taufnamen genannt wird:

Ich „schneide" die Gelbsucht (Taufname des Objekts)
Auf 77erlei Art.
Im Namen Gottes . . .
Amen.

Diese Krankheit muß mit einer Erbsichel, einer geerbten, nicht selbst gekauften Sichel geschnitten werden. Das Schneiden geschieht in der Weise, daß man mit der Sichel über die Kopfhaare streicht. Neben der Zahl 77, die verschiedentlich vorkommt, spielt die heilige Zahl Drei eine große Rolle: drei Würmer sind es, die der Herr Jesus ausackert; in einem Verspruch für das Blutstillen findet sich die Dreizahl so:

Es wuchsen drei Rosen
An einem Stiel.
Die erste hieß: Güte,
Die zweite: Gemüte,
Die dritte: „Wie Gott will."
Blut, stehe still!
Im Namen Gottes . . . Amen.

Jeder Verspruch aber muß unbedingt dreimal gesprochen werden; beim drittenmal schließt er mit einem Amen.

Manche Versprüche lassen, abgesehen von dem regelmäßig wiederkehrenden Schlusse: „Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes" die Beziehung zur christlichen Religion vermissen. Dies ist in folgendem der Fall:

Guter Mond — grüner Baum,
Wurzele in der Erden —
Mach, daß meine Zähne nicht
Wütend, tobend werden.

Ebenfalls in einem andern Verspruch, der auch gegen Zahnweh „gut" ist:

Gegrüßet seist mir, neues Licht,
Behüt mich vor Zahnschmerz und vor Gicht.

Die Anrede gilt dem Mond oder dem Neumond; man personifizirt ihn und geht ihn um Erfüllung der Bitte an. Es scheint, als ob sich in diesen Versprüchen Reste alter naturreligiöser Anschauung kund gäben.

Die religiöse Beurteilung des Verspruchs vonseiten des Landvolks ist in sich widersprechend. Bald steht es ihm naiv christlich gegenüber, indem es ihn für eine Art Gebet in stereotyper Fassung hält, „das nicht hilft, wenn Gott nicht seinen Segen dazu giebt." Man hält es für berechtigt, auch in der realistischen Gegenwart durch religiöse Mittel zu wirken. Mit Worten wie diese: „es geschieht ja alles im Namen Gottes" weist man gelegentlich vorgebrachte Bedenken an der Christlichkeit des „Versprechens" zurück. Leute, die versprechen, stehen daher auch in dem Rufe der christlichen Gesinnung; man traut ihnen eine besondre Fähigkeit zu, auf Gott einzuwirken. Ihr Gebet übt größern Einfluß, als wenn man selbst beten würde,



zumal in einer Form, die vermeintlich schon seit Generation[en] sich als vortrefflich bewährt hat. Es ist die katholische Au[f]fassung von Fürsprache und Einwirkung auf Gott, die sich hier widerspiegelt.

Indessen ist diese christlich-katholische Denkungsart über d[as] Versprechen keine feste und ungeteilte. Das unterchristliche G[e]präge desselben ist dem Einen oder Andern doch auch klar. [An] den Bedingungen, die bei der Anwendung zu erfüllen sin[d,] läßt sich das deutlich erkennen. Zunächst müssen die Zer[e]monien und magischen Handlungen, die den Verspruch begleite[n,] ziemlich genau ausgeführt werden, denn sonst überträgt sich d[ie] Krankheit auf den Versprecher. Ein altes Mütterchen erzäh[lte,] sie habe einmal die Gelbsucht nicht ganz regelrecht versproch[en] und sei infolge dessen ein ganzes Jahr kränklich gewesen; die Gefahr flößte ihr die größte Sorge ein, als sie mich das Ve[r]sprechen lehrte. Auch abgesehen von dem regelrechten Vollz[ug] der Handlung hat das Versprechen für den, der es übt, eine schlech[te] Wirkung. Man hält gern damit zurück, weil es einen schwere[n] und schrecklichen Tod herbeiführt. Sehr interessant ist d[er] Grund für diese Meinung: die Gottheit wird durch das Ve[r]sprechen zu stark angegriffen. Dafür rächt sie sich. Man sieh[t,] wie hier der Gedanke, daß das Versprechen Zauberei sei, Au[s]druck findet. Gott hat, nach Meinung des Volkes, kein Woh[l]gefallen daran.

Unerklärlich ist eine weitere Bedingung, an die die Wir[k]samkeit des Verspruchs geknüpft ist: eine Person weibliche[n] Geschlechts muß ihn von einer Person männlichen Geschlech[ts] gelernt haben, und umgekehrt. Dies ist jedoch dann nicht nöti[g,] wenn die Sprüche vom Papier ab gelernt werden. Auf jede[n] Fall aber hilft das Versprechen nicht, wenn das Objekt keine[n] Glauben hat, d. h. die Möglichkeit der Heilwirkung leugne[t.] Daher die oft wiederholte Frage an den Kranken: Hast du den[n] auch den Glauben daran?

Charakteristisch an dem Inhalt wie an der Beurteilun[g] des Versprechens vonseiten des Landvolkes ist die Vermischun[g] von christlich-apokryphischen oder katholischen und unterchristlich[en] naturreligiösen Elementen. Das Volk hat sich eben in seiner[m] Aberglauben eine Nebenreligion zurecht gemacht; der Glaub[e] an Magie, Zauberei, Hexen, Gespenster und Vorbedeutungen[,] verbunden mit vielen abergläubischen Gebräuchen, besonder[s] Totengebräuchen, bildet die Vervollständigung dieser Neben[-]religion. Sie zeigt uns, wie sehr noch das Volk in seinem praktischen Leben in unterchristlichen und vorevangelische[n] Anschauungen wurzelt. Der Kampf dagegen ist ebens[o] notwendig, aber wegen des christlichen Anstrichs, in dem si[e] erscheinen, viel schwieriger als der Kampf gegen den Unglauben[.]

O. Hütterott

## Neuere Werke Tolstois

8. Die Kirche und der Staat — Nikolai Palkin — Christenverfolgungen in Rußland — Christentum und Vaterlandsliebe

Die Zusammenhänge zwischen Staat — Kirche — Christentum — Vaterlandsliebe hat Tolstoi nicht bloß in seinen große[n] Schriften, sondern auch in mehreren Gelegenheitsarbeiten behandelt. Sie enthalten manche des Nachdenkens werte Sätze.

Schon 1886 schrieb er „Die Kirche und der Staat." Es ist ein bitterer Angriff auf die Staatskirche und auf alle Versuche, andern Menschen einen bestimmten Glauben aufzuzwingen. Schon die Kirche an sich mit ihrer Priesterschaft, ihrem äußern Kultus und ihrer Proselytenmacherei war wider das Christentum des Evangeliums; viel schlimmer wurde aber noch die Staatskirche, die „gottlose Allianz der Christen mit der weltlichen Herrschaft." Als Kaiser Konstantin, „der Nachfolger der römischen Räuberhauptleute," Christ wurde und die Staatskirche schuf, befiel das Christentum die gefährlichste Krankheit, die es nur gab: ein Siechtum, das Geist und Seele verdarb. Nun wurde die Kirche schnell eine Magd des Staates, zu den schlechtesten Diensten bereit. Wo irgend ein Bösewicht zur Herrschaft gelangte, war die „christliche" Kirche bereit, ihn zu

ßen, dann für den „Gesalbten des Herrn“ Gehorsam zu digen, wohl gar ihn als ihren obersten Bischof anzuerkennen. e große Verderbung der Staatskirche zeigt sich aber be- nders darin, daß sie die Annahme sehr zweifelhafter Dogmen d Ausübung wertloser Zeremonien zur Hauptsache gemacht, sie mit Hilfe der Staatsmacht aufgezwungen und darüber Edelsteine des Christentums verlottert und vergessen hat. ickt man auf die traurige Geschichte des Christentums zurück, sieht man: die Dogmen riefen nichts hervor als Haß, Streit, vietracht, Tyrannei, Grausamkeit, Hinrichtungen und Kriege. e moralischen Lehren Christi schufen überall Segen und hätten usendmal mehr Segen noch geschaffen, wenn sie nicht unter m Wust der Kirchenlehren fast erdrückt worden wären. —

„Christlicher Staat,“ sagt Tolstoi, ist dasselbe wie „heißes s“, ein Unsinn und Widerspruch in sich selbst. Die Unchrist- hkeit des Staates zeigt sich z. B. im Kriegführen und Mili- rismus. Das behandelt Tolstoi in dem Aufsatze „Nikolai alkin“, den wir in der Kollektion Janke hinter der Erzählung Warum wir am Leben hängen“ finden. Der Titel bedeutet Nikolaus mit dem Stock,“ gemeint ist damit der grausame aiser Nikolaus, den Tolstoi einmal gar ein „Untier“ nennt. olstoi erzählt von einem 95jährigen Soldaten, der während iner ganzen langen Dienstzeit bei einer endlosen Kette von nthaten mitgeholfen hat. Sein Gewissen plagt ihn, wenn er r freiwilligen Grausamkeiten gedenkt, die er begangen, aber hat dabei den Trost, daß er im Abendmahl Verzeihung er- alten wird. Gar keine Gedanken macht er sich jedoch über ie Morde, Plünderungen, Mißhandlungen, die er auf Befehl es Kaisers oder andrer Vorgesetzten begangen; er hat keine hnung, daß er dafür auch eine Verantwortung habe. Dieses edankenlose Sündigen auf Befehl Andrer hat zu allen Zeiten iel Elend herbeigeführt und thut es noch heute. Wenn Gott ebietet: Du sollst nicht töten, so dürfen wir es auch auf Befehl eines Kaisers nicht thun; wenn die Nächstenliebe das öchste Gebot ist, so dürfen wir nicht auf Anordnung eines Vorgesetzten einen Mitmenschen mißhandeln oder auf Wunsch ines Fürsten die Bewohner eines andern Landes hassen und erfolgen. Christus hat deutlich genug gelehrt: Gebt dem Kaiser, vas des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist; wenn der Kaiser verlangt, was gegen Gottes Willen ist: Töten, Binden, ns Gefängnis werfen, Mißhandeln u. dgl., so tritt er in das Gebiet, wo wir Gott Gehorsam schuldig sind, nicht ihm. Nun sagt man, die schlimmen Uebergriffe der Obrigkeit sind vorüber, wir haben keine Folter, kein Spießrutenlaufen, kein Hexenver- brennen, kein Gliederabschneiden mehr. Das wohl, aber an der verhängnisvollen Krankheit, auf Befehl Andrer gedankenlos Sünde zu thun, leiden wir heute wie gestern.

Noch deutlicher vielleicht wird die Unchristlichkeit des Staates durch die Christenverfolgungen. Welcher „christliche“ Staat hat nicht die Christen verfolgt und bedrückt, deren Glaube von dem der Landeskirche abwich? Der Sektirer nimmt in der Regel sein Christentum viel ernster als das Glied einer herrschenden Kirche, und doch wird er vom Staate nach Möglichkeit belästigt. Aus dem sektenreichen Rußland könnte Tolstoi natürlich viele Beispiele erzählen. Im Jahre 1895 noch wurden die kauka- sischen Duchoborzen an manchen Orten grausam gepeinigt und in die Gefängnisse geworfen; über 450 Familien wurden gänzlich zu Grunde gerichtet und aus ihrer Heimat vertrieben, nur weil sie gegen ihren Glauben nicht verstoßen und keine Waffen — auch im Heere nicht — tragen wollten, geradeso wie jener schlichte Held Tröner, der wohl heute noch in einem deutschen Militärgefängnisse steckt. Ein Freund Tolstois suchte die Verfolgten auf, und Tolstoi selbst legte in der Times ihr trauriges Schicksal dar. Er verkannte die schwierige Lage der Regierung nicht:

Die Lage der Regierungen ist eine fürchterliche. . . . Verfolgt die Regierung solche Personen nicht, so werden die Annehmlichkeiten einer friedlichen, christlichen Lebensweise verführerisch sowohl auf nicht ganz überzeugte Christen als auf solche Leute wirken, die nur wegen der damit verbundnen Vorteile sich die christliche Maske anlegen; es wird dann die Zahl der die obrigkeitlichen Forderungen Zurückweisenden fort- während anwachsen. Verfährt die Regierung dagegen wie zur Zeit grausam mit jenen, die nur die Schuld trifft, daß sie ein sittlicheres und besseres Leben führen als Andre und das allgemeine Bekenntnis des Guten zur That werden lassen wollen, dann wird die Grausamkeit selbst immer mehr und mehr abstoßend wirken, und es muß sehr bald die Zeit eintreten, wo sich keine Leute mehr bereit finden lassen, die Regierungen mit Gewaltmitteln zu unterstützen. Die halbwilden Kosaken, die die Duchoborzen prügeln mußten, überkam bald ein „ödes Gefühl,“ d. h. ihr Gewissen begann rege zu werden, und die Obrigkeit beeilte sich, den bösen Einfluß der Duchoborzen fürchtend, die Kosaken wieder ab- zurufen.

Noch eine kleine Kraftanstrengung, und der Galiläer wird gesiegt haben. . . . „In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden.“ Er hat wirklich die Welt überwunden, nicht in dem mystischen Sinne eines unsichtbaren Sieges über die Sünde, wie die Theologen jene Worte deuten, sondern in dem einfachen, klaren und verständlichen Sinne, daß, wenn wir uns nur ermannen und ihn be- kennen, bald nicht allein die furchtbaren Verfolgungen aufhören werden, denen alle wahren, ihn durch die That bekennenden Jünger Christi unter- worfen werden, sondern daß es auch weder Gefängnisse, noch Galgen, noch Kriege, noch Ausschweifungen, noch Ueppigkeit, noch Müßiggang, noch durch Arbeit erdrückte Armut geben wird, unter denen jetzt die christliche Menschheit seufzt. (Christenverfolgung in Rußland, geschrieben 15. September 1895. Uebersetzt von M. v. O. Berlin, F. Gottheiner.)



„Christentum und Vaterlandsliebe,“ geschrieben im Früh- jahr 1894 (übersetzt von Hauff und verlegt von O. Janke), ist eine der glänzendsten Schriften Tolstois. Er erweist sich hier als echter Satiriker; der Stoff, von dem er ausgeht, die russisch- französische Verbrüderung, fordert allerdings auch zur Satire heraus. Aber nicht nur diesen lächerlichen, lügnerischen und leider auch sehr gefährlichen „Friedensbund“ stellt er in seiner ganzen Elendigkeit dar, sondern er greift den Patriotismus überhaupt an, als dessen Blüten sich die Vorgänge in Kron- stadt, Toulon und Paris entfaltet haben. Nicht jeden Patrio- tismus bekämpft er; er sagt nichts Unfreundliches über die natürliche Liebe zur Heimat und heimatlichen Art, über das vernünftige Streben nach dem Volkswohl im Rahmen des ge- gebnen Staates; er erwähnt diese überhaupt nicht. Aber die ihren Patriotismus, ihre nationale Gesinnung im Munde führen, verstehen ja auch etwas Andres darunter; sie stellen sich Auf- gaben, die ohne Vergewaltigung Vieler, ohne Raub, Blutver- gießen und Mord nicht zu verwirklichen sind. Einer ihrer Führer, der große französische Patriot Déroulède, hat Tolstoi einmal besucht, etwa 1890; die beiden zu betrachten und zu belauschen, wäre ein köstlicher Genuß gewesen. Tolstoi hatte gerade mit der Ernte zu thun, nicht als Graf, sondern als Arbeiter, und schleppte den eleganten Herrn in Cylinder und modischem Ueberzieher mit auf die Wiese. Déroulède schwa- dronirte von Elsaß-Lothringen, von der Notwendigkeit, den Ruhm der französischen Waffen wieder herzustellen, und ent- wickelte den damals noch neuen Plan, daß Rußland und Frank- reich das böse Deutschland von beiden Seiten aus erdrücken müßten. Und Tolstoi gab darauf immer ruhig die Antworten, die Vernunft und Christentum gebieten.

Da dabei keine Musik, kein Champagner und nichts, was uns bethörte, vorhanden war, so zuckte Déroulède nur mit den Achseln, und mit der den Franzosen eignen Liebenswürdigkeit sagte er, er sei sehr dankbar für den freundlichen Empfang, den er in unserm Hause gefunden habe, aber er bedaure sehr, daß dieser nicht auch seinen Gedanken zu teil werde.

Tolstoi haßt diesen Patriotismus erstens wegen seiner Un- wahrhaftigkeit:

Lüge ist diese plötzlich erwachte, ausschließliche Liebe der Russen zu den Franzosen und der Franzosen zu den Russen. Und Lüge ist unser dadurch nebenbei ausgedrückter Widerwille gegen die Deutschen und das Mißtrauen gegen sie. Und die größte Lüge ist, daß das Ziel aller dieser unanständigen, sinnlosen Orgien die Erhaltung des euro- päischen Friedens sei. Wir alle wissen, daß wir durchaus keine besondre Liebe zu den Franzosen früher empfanden, noch jetzt empfinden. Und ebenso wissen wir auch, daß wir durchaus keine Feindseligkeit gegen die Deutschen empfanden, noch jetzt empfinden. . . . Dem Mann des Volkes ist es immer gleichgiltig, wo die Grenze geführt wird und wem Kon- stantinopel gehört, und ob Sachsen oder Braunschweig Mitglieder des deutschen Bundes seien, und ob Australien oder das Land Matabele zu England gehört, und sogar, welcher Regierung er Abgaben zu zahlen und in welches Heer er seine Söhne hinzugeben hat. Aber sehr wichtig ist es ihm immer, zu wissen, wieviel Abgaben er zahlen soll, ob er lange im Heere dienen soll, ob das Land teuer ist, und ob man viel für die Arbeit bekommt — lauter Fragen, die von den allgemeinen, staatlich- politischen Interessen ganz unabhängig sind.

Tolstois Bild trifft ja natürlich auf Rußland besser zu als auf Länder, wo eine freiere Presse und das allgemeine

Wahlrecht ein Interesse an politischen Fragen in weitere Kreise getragen hat; daß der moderne Patriotismus (wie ihn Tolstoi angreift) auch hier in der Regel eine sehr oberflächliche und nur anerzogne Eigenschaft ist, sehen wir ja auch an den Deutschen, die so fleißig auswandern und so leicht in andre Nationen aufgehen.

Das, was man heutzutage Patriotismus nennt, ist einerseits eine gewisse Stimmung, die in den Völkern durch die Schule, Kirche, durch die erkaufte Presse hervorgebracht und in der von der Regierung gewünschten Richtung erhalten wird, und anderseits eine vorübergehende, durch besondre Mittel von den herrschenden Klassen zu stande gebrachte Aufregung der niedrigen, auf einem tiefen geistigen und sittlichen Niveau stehenden Volksmassen, die dann für den beständigen Ausdruck des Volkswillens ausgegeben wird.

Das Schlimmste am modernen Patriotismus ist natürlich, daß er mit dem Säbel rasselt und mit dem Kriegsgedanken spielt, daß er den einem Christen natürlichen Abscheu vor einem Einfall in fremdes Land, vor Beraubung kindlich-naiver Naturvölker u. dergl. ertötet.

Wir alle halten uns für freie, gebildete, humane Menschen und sogar für Christen, und dennoch befinden wir uns alle in einer solchen Lage, daß es nichts weiter bedarf, als daß der deutsche Kaiser über den russischen verdrießlich wird, oder daß Herr N N eine kühne Abhandlung über die orientalische Frage schreibt, oder irgend ein Prinz einige Bulgaren oder Serben plündert, oder daß irgend eine Königin oder Kaiserin sich über irgend etwas ärgert — damit wir alle, wir gebildeten, humanen Christen hingehen und Menschen morden, die wir nie gekannt und gegen die wir freundlich gesinnt waren, wie gegen alle Menschen.

An andrer Stelle schildert Tolstoi den Krieg, der gar leicht aus diesem franko-russischen Bündnis und den patriotischen Gelagen hervorgehen könne. Leider ist die Warnung heute noch gar nicht veraltet, nur daß man Nikolaus statt Alexander schreiben muß.

Die verlognen Zeitungen werden ihre Lügen drucken, eine müßige Menge von reichen Leuten, die nicht wissen, wie sie ihre Zeit vergeuden sollen, werden patriotischen Unsinn schwatzen und die Feindseligkeit gegen Deutschland schüren, und so friedensliebend auch Alexander III. sein mag, die Umstände werden sich so gestalten, daß er sich des Krieges nicht wird weigern könnnen, den seine ganze Umgebung und, wie es immer auch den Anschein hat, die öffentliche Meinung des ganzen Volkes verlangen wird, und ehe wir uns dessen versehen, wird in den Spalten der Zeitungen die gewöhnliche, unheilverkündende, abgeschmackte Proklamation erscheinen:

„Wir, von Gottes Gnaden Selbstherrscher aller Reußen, König von Polen, Großfürst von Finnland u. s. w., verkünden allen unsern treuen Unterhanen, daß Wir zum Wohle dieser Uns von Gott anvertrauten, geliebten Unterthanen Uns vor Gott verpflichtet fühlen, sie zum Mord auszusenden. — Gott ist mit Uns. U. s. w."

Alle Glocken werden geläutet, langhaarige Menschen kleiden sich in goldgestickte Säcke und beten für den Mord. Und dann beginnen wieder die alten, längst bekannten, entsetzlichen Vorgänge. Die Zeitungsschreiber rühren sich und reizen die Menschen unter der Maske des Patriotismus zum Haß und Mord auf und freuen sich dabei im stillen, daß ihre Einnahmen sich verdoppeln. Auch die Fabrikanten und Kaufleute, die Armeelieferanten rühren sich in der Erwartung reicher Gewinne. Es rühren sich auch die Beamten aller Art, die die Möglichkeit vor sich sehen, mehr zu stehlen als gewöhnlich. Es rühren sich auch die Spitzen des Heeres, die doppelten Gehalt und Kriegsrationen erhalten und für den Menschenmord verschiednen, von ihnen hochgeschätzten Tand — Bänder, Kreuze, Borten, Sterne — zu gewinnen hoffen. Es rühren sich auch müßige Herren, und Damen unterschreiben sich als Mitglieder des roten Kreuzes und treffen Vorbereitungen, um die zu verbinden, die durch ihre Männer und Brüder verwundet wurden, indem sie sich einbilden, ein sehr christliches Werk zu vollbringen. Und Hunderttausende von einfachen und gutmütigen Leuten, die ihrer friedlichen Arbeit, ihren Frauen, Müttern, Kindern entrissen worden, ziehen mit Mordwaffen in den Händen dahin, wohin man sie treibt, indem sie die Verzweiflung in ihren Herzen durch Lieder, lästerliche Reden und Branntwein zu betäuben suchen. Sie werden marschieren, frieren, hungern, Schmerzen ertragen, an Krankheiten sterben oder dahin gelangen, wo man sie zu Tausenden tötet, und sie selbst werden, ohne zu wissen warum, Tausende von Menschen töten, die sie nie gesehen haben, die ihnen nichts gethan haben und nichts Böses thun können.

Und wenn die Zahl der Kranken, Verwundeten und Getöteten so groß sein wird, daß niemand sie zählen kann, und wenn die Luft von dem Fäulnisgeruch dieses verwesenden Kanonenfutters so erfüllt sein wird, daß es auch den Anführern unangenehm sein wird, dann wird man eine Zeit lang einhalten, die Verwundeten aufnehmen, so gut es geht, sie fortschaffen, die Kranken haufenweise irgendwo zusammenwerfen und die Toten begraben und mit Kalk bestreuen, und dann wieder die ganze übrige Masse der Betrognen noch weiter treiben, bis es denen überdrüssig sein wird, die das alles angerichtet haben, oder bis diejenigen, die das für sich nötig gefunden haben, alles das erlangt haben, was sie wollten.



Und wieder werden die Menschen verwildern, rasen, vertier und in der Welt wird sich die Liebe vermindern, und die schon hera nahende Verchristlichung der Menschheit wird wieder auf Jahrzehn auf Jahrhunderte aufgeschoben, und wieder werden jene Menschen, den dieses Gewinn brachte, mit Zuversicht behaupten, daß ein Krieg au gebrochen sei, das bedeute, daß er unumgänglich nötig sei und d auch wieder Krieg kommen werde. Und dann werden sie wieder kommende Generation dazu vorbereiten und sie von Kindheit a demoralisiren.

Und was ist dagegen zu thun? Die mächtigste Waff die uns gegen alle Schäden zu Gebote steht, ist das Bekenntn der Wahrheit:

Wenn nur die Menschen wüßten, worin ihre mächtige, alles übe windende Kraft besteht, so würde der Friede schon lange bei uns a gebrochen sein. Nicht jener Friede, der durch diplomatische Verhan lungen, durch Reisen der Kaiser und Könige von einer Stadt zu andern, durch Gastmähler, Reden, Festungen, Dynamit, durch E schöpfung des Volkes durch Abgaben gewonnen wird, sowie dadurc daß man die Blüte der Bevölkerung von der Arbeit wegreißt ur demoralisirt — sondern jener Friede, der gewonnen wird durch da freie Bekenntnis der Wahrheit von seiten jedes einzelnen Menschen.

Bode

---

## Verschiedenes

**(Drei Vorträge von Bornemann)** Bei der Creutzschen Verlag buchhandlung in Magdeburg sind einzeln drei Vorträge von Profess D. W. Bornemann erschienen: Melanchthon als Schulman (26 S. 50 Pfge), Christliche Vollkommenheit nach katholische und evangelischer Auffassung (31 S. 50 Pfge), Christentu und ethische Kultur (32 S. 50 Pfge). Die erste Schrift wird vo andrer Seite mit gewürdigt werden. Die zweite erörtert überaus kla und faßlich ein Thema, das ebenso zum Nachdenken reizt wie praktisc wichtig ist. Die dritte befaßt sich mit der ethischen Bewegung in einen Tone, von dem wir wünschten, daß er von christlicher Seite immer ih gegenüber angeschlagen würde. Denn mögen wir die Kritik, die seiten der Vertreter der „Ethischen Kultur" an Kirche und Christentum geüb wird, als unbillig empfinden, mag uns das ganze Unternehmen diese Bewegung als ein neues Konkurrenzunternehmen, das nur neue Verwirrung in die Gemüter zu bringen verspricht, unbequem sein, so bin ich mit unserm Freund Bornemann der Ansicht, daß wir von einer Auseinandersetzung mit dieser Richtung nur gewinnen können, und daß gerade in unsrer Zeit jede idealistische Strömung doppelte Wertschätzung verdient. Bornemann kündigt an, daß er seinen gegnerischen Standpunkt, einer Einladung der Berliner Ethischen Gesellschaft folgend, in dieser selbst vertreten wird. Man darf auf diese moderne Disputation gespannt sein. Vgl. Ethische Kultur Nr. 16 und 17. Alle drei Vorträge, besonders aber die beiden letzten, werden mit ihrer Fülle von Anregung und Belehrung gerade unserm Leserkreise willkommen sein.

R

**(Die Votivgaben im Altertum und heute)** Die Erörterungen von Trede über den heidnischen Ursprung der katholischen Votivgaben (in Nr. 16 der Christlichen Welt) riefen dem Schreiber dieser Zeilen eine köstliche Bemerkung in das Gedächtnis zurück, die er vor zwanzig Jahren aus dem Munde eines einfachen Italieners über dies Thema hörte. Es war in dem kleinen Museum, das mit dem berühmten griechischen Tempel von Taormina in Sizilien verbunden ist und zahlreiche aus dem Altertum stammende Votivgaben, insbesondre Hände und Füße aus Marmor birgt. Einer meiner Begleiter äußerte auf italienisch, das sei ja gerade wie an den heutigen katholischen Wallfahrtsorten. Der uns begleitende alte Custode antwortete mit feinem Lächeln: Si signore, il maëstro di capella è un altro, ma la musica è sempre la stessa! (Der Kapellmeister hat gewechselt, die Musik ist immer noch dieselbe.) — Trotz dieser von gutem Humor zeugenden skeptischen Aeußerung möchte ich glauben, daß ihr Urheber im Fall der Not selber ein ähnliches Gebilde geleistet hätte. Skepsis und eine abergläubische Form der Frömmigkeit — je nach der Lage, in der man sich gerade befindet — sind ja oft genug nahe bei einander, zumal in Italien. F v O

**(Stephans Bibelkenntnis)** wird in Tages- und Kirchenblättern gerühmt und durch hübsche Anekdoten bewiesen. Und doch konnte es dem nun verstorbnen Staatssekretär in seiner letzten Reichstagsrede (Sitzung vom 28. Januar d. J.) begegnen, daß er folgenden Satz sprach: „Und, Herr Abgeordneter Singer, wenn Sie den Mut hätten wie der Löwe von Juda (große Heiterkeit), der sich erhebt in der Wüste und ausschaut, wen er verschlinge, wie es in der Bibel heißt, dann würden Sie auch nichts ausrichten können. (Sehr gut.)"

**(Der Mennonit Tröner)** ist in unserm heutigen Tolstoi-Artikel erwähnt. Viele unsrer Leser werden über ihn nicht Bescheid wissen. Wir entnehmen daher der „Zeit" folgende Mitteilung aus dem „Schwäbischen Merkur":

„Des öftern haben die Zeitungen von dem elsässischen Soldaten Gottlieb Tröner [so schreibt der Schwäbische Merkur] berichtet, der wiederholt zu längern Freiheitsstrafen verurteilt wurde, weil er sich beharrlich weigerte, Waffen zu berühren, und der daher auch nicht zum Waffendienste ausgebildet werden konnte. Dieser Tage besuchte ich die in der Barfüßerstraße hier [Mülhausen i. E.] wohnende Familie des Tröner,